

Reinhard Kaiser-Mühlecker

Die durchstoßene Membran

Damals wohnte ich im IV. Bezirk, im Erdgeschoß eines mehrstöckigen Hauses mit Blick auf eine trostlose Gasse und, hintenhinaus, in einen Gastgarten. Welche Bäume in dem Gastgarten standen, weiß ich nicht – ich war nie draußen. In der Gasse jedenfalls stand kein einziger Baum, und es fuhren kaum Autos durch, und im Haus gegenüber lehnte sich alle paar Viertelstunden wieder ein junger Mann meines Alters aus dem Fenster und rauchte und schaute ebenso leer in die Luft wie ich selbst; aber oft kam auch seine Freundin – sehr blond und, anders als er, schlank – und stellte sich neben ihn ans Fenster. Ob auch sie rauchte, weiß ich nicht mehr; nur dass sie dort stand, und dass sein Blick dann anders war, weniger leer. In der Wohnung lag grauer Teppichboden, geheizt konnte nur mit Kohlen werden, die ich nicht hatte – wo hätte ich sie lagern sollen? Einmal ließ ich mir doch 500 Kilo liefern – die Säcke standen dann im sogenannten Kabinett, in dem sich auch eine Dusche und ein Waschbecken fanden.

Es gab einen Freund, den ich fast täglich traf; entweder kam er zu mir oder ich ging zu ihm, was öfter vorkam, denn er hatte eine Gasheizung; der Besucher, so war es eingespielt, brachte eine Doppelliterflasche Weißwein mit, die es im Supermarkt für zwei Euro gab. So vergingen die Abendstunden, und wenn der Wein aus war, gingen wir noch irgendwohin, wo es billiges Bier gab.

Ich las viel. Zu der Zeit stieß ich auf Wolfgang Hermann, der mich mit den ersten Seiten, den ersten Sätzen für sich einnahm. Das ist immer wieder ein ungeheurer Moment. Jener war einer meiner ersten. Das Buch, das mich begeisterte, hieß Fliehende Landschaft. Ich las es in jener Wohnung, auf der bodennahen Couch sitzend, kettenrauchend, an einem Nachmittag im Juli. Das Buch war ein Exemplar aus der Städtischen Bibliothek. Als ich es zurückbrachte, lieh ich mir zugleich ein weiteres aus – es gab zu meiner Freude eine ganze Reihe Titel des Autors: Geld zum Kaufen hatte ich keines. Welches es wohl war, jenes zweite? Vielleicht „Schlaf in den Fugen der Stadt“, vielleicht „Das Gesicht in der Tiefe der Straße“, vielleicht „Die Farbe der Stadt“. Auch das weiß ich nicht mehr. Überhaupt ist der Blick auf jene ungewissen Jahre ein gleichfalls ungewisser und vager. Aber ich weiß doch noch, dass ich ganz in diesen Büchern aufging und in ihnen alles von der Welt hatte. So las ich eines ums andere, bis keines mehr da war. Eigenartig: Mit dem Lesen dieser Bücher endet auch die Erinnerung an jene Wohnung, in der ich doch noch eine ganze Weile hauste.

In der Zwischenzeit habe ich *Fliehende Landschaft* drei-, vielleicht sogar viermal gelesen. Der Rahmen ist einfach: Ein Ich-Erzähler, Schriftsteller, wird mit rasendem Herzen in ein Krankenhaus gebracht, und am Ende des Buches liegt er immer noch dort. Er liegt, angeschlossen an einen Monitor, geschwächt und befindet sich möglicherweise an der Kippe zum Tod. Es gibt Indizien dafür: Immer wieder sieht er Tote, die rauchen und rastlos sind, dann ist er wieder Kleinkind und erinnert sich an Allererstes, wie es auch Adalbert Stifter in dem Fragment „Mein Leben“ tut. Dann aber wünscht er sich wieder in ein Pariser Café, es scheint ihm besser zu gehen ... In dieser der Außenwelt entrückten Zeit, die – vielleicht – seine letzte ist, erinnert der Mann sich unwillkürlich an sein Leben, an seine toten Eltern, an vergangene Lieben, vor allem aber an seinen Sohn Marc und dessen Mutter Elena und wie es kam, dass er nicht mehr bei ihnen ist. Gerade wenn in dem Buch von der Krankheit erzählt wird, ist es, als würden die Wörter einzeln von unter Wasser hervorgestoßen. Denn die Grenze zum Tod ist auch die zum Verstummen, natürlich, zum Verstummtsein, zum endgültigen Schweigen. Diese Passagen wirken geradezu jenem Reich, das als ein alles verneinendes empfunden wird, abgerungen, abgekämpft. Ja, wie von unter Wasser, und deshalb fast ohne Luft. Anders wird es da, wo von der Liebe erzählt wird, von Liebeshandlungen dieser und jener Art. Da ist auf einmal Luft da, ein anderer, leicht über die Dinge streichender erzählerischer Atem, als sei allein die Liebe es, die zur Sprache ver helfe, ja ermächtige. Vielleicht ist es am Ende vor allem die Fähigkeit, sich zu erinnern, die das Menschsein ausmacht; und sich erinnern ist etwas grundanderes als denken. Erinnerung muss nichts begreifen. „Wenn das Herz denken könnte, stünde es still“, heißt es bei Pessoa.

Das heute präsentierte Buch ist das jüngste in einer langen Reihe. Sicher ist es eine Art Höhepunkt, der wie mancher aus einem Tiefpunkt entstanden ist. Es heißt „Abschied ohne Ende“. Schon der Titel ruft ein Gefühl hervor, zeigt in eine Richtung. Eine Inhaltszusammenfassung davon? Besser ein einziger Satz aus dem Verlagstext: „Der Vater betritt das Zimmer seines Sohnes und findet ihn tot im Bett liegend.“ Dieses Ereignis – ein Schritt, ein Blick, ein Wissen – schneidet sich durch das Buch, ist das Buch. Darum herum versucht jemand – ja, auch das erzählende Ich scheint zeitweise verloren – Sätze zu diesem einen zu finden. Wieder, wie bei *Fliehende Landschaft*, ist es eine extreme Situation, von der berichtet wird, obwohl sich alles an dieser Situation einem Bericht – der Sprache – entziehen will. Und doch anders als bei *Fliehende Landschaft*, noch einmal gesteigert: Jetzt ist die Luft auch unter Wasser. – Die eine Situation geht in die andere über, aber auf unbegreifliche Art und Weise: Stand man eben noch an der Grenze zum Tod, ist sie nun durchbrochen, der Tod ist da, obwohl man weiterlebt. Alles ist eins – und alles ist nichts. Auch deshalb ist das Buch ein Höhepunkt: Weil es damit und darin gelingt, dem Nichts etwas entgegenzustellen. Und zwar, erneut, lebendige Erinnerung. Was wäre ein Mensch, an den nie jemand denkt? Manchmal, beim Lesen gewisser Sätze, fragte ich mich: Kann man das so sagen?, und dann war der nächste Gedanke augenblicklich: Wenn

nicht so, dann gar nicht. Warum fragte ich mich überhaupt? – So wird erzählt: mit trauriger Freude; und zugleich voller Freude.

Bei Boris Pasternak heißt es einmal, Sprache sei die Heimat der Schönheit und des Sinns. Auch hier ist sie es, trotz des geschilderten Unsagbaren. In der Sprache ist der Sinn. Und noch ein Satz, eigentlich ein Vers von Pasternak: „Und Wagnis ist der Schönheit Wurzel.“ Ein Wagnis ist auch dieses Buch, und obwohl es vom Schrecklichsten berichtet, ist es zugleich eine wunderschöne von der Liebe zum Leben berichtende Elegie.

August 2012